

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Freitag 4. Juni 1897.

Der bisherige Verlauf der Landtagsession.

Eine lange, aber auch auf positiven Ergebnissen reiche Landtagsession ist bis auf das durch die Novelle zum Vermögensgesetz bedingte Nachspiel zum Abschluss gelangt. Der Schwerpunkt der gesetzgeberischen Tätigkeit lag auf finanziellen Gebieten. Schon der erste Abschnitt der Session vor Beginn brachte drei Vorlagen von erheblicher finanzieller Bedeutung. Die Herabsetzung des Zinsfußes der vierprozentigen Konfols entlastet die Staatskasse um 17 bis 18 Millionen Mark jährlich und macht Staatseinnahmen in gleicher Höhe beifällig. Zugleich wird dadurch im Interesse namentlich der heimischen Produktion die durch den hohen Zinsfuß dieser Konfols herbeigeführte künstliche Erhöhung des Kambinzinsfußes über sein natürliches Niveau befreit. Das Gesetz wegen der obligatorischen Schuldenhaftung bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Konsolidation der preussischen Finanzen und beanprucht eine umgründliche Bedeutung, als der im Anschluss daran unternommene Versuch einer festen Abgrenzung der allgemeinen Finanzen und der Eisenbahnverhältnisse erfolglos blieb. Das Schuldenhaftungsgesetz verwirklicht endlich die Forderung des Art. 25 der Verfassung, nach welcher der Staat den Volksschuldhältern ein festes, den örtlichen Verhältnissen entsprechendes Einkommen gewährleistet, und es wird zugleich der verfassungsmäßige Grundlag, dass der Staat nur im Falle der Leistungsmöglichkeit der Gemeinden an den Schuldhältern zu übernehmen hat, wieder mehr zur Geltung gebracht, als dies seit der Gesetzgebung von 1888 und 1889 der Fall war. Vor das Lehrerbefolgungsgesetz im Vorjahre im Herrschaft gehandelt und begegnete es auch jetzt ein sehr lebhaftes Interesse der Großstädte und ihrer Vertreter, so fand die obligatorische Schuldenhaftung eine starke Gegnerpartei in denjenigen Parteien, welche, wie Centrum und Freisinnige, größeren Wert auf die in dem Beschlusse unternommenen finanziellen Einrichtungen liegende Quelle parlamentarischer Einfluss, als auf die dauernde Sicherung der Staatsfinanzen legen, und selbst die Konvention wurde von einem Theile des Centrums bestritten. Im Mittelpunkt der finanziellen Aufgaben des zweiten Sessionabschnittes stand die Beamtenbefolgungsvorlage, welche die im Jahre 1890 von unten auf bezogene allgemeine Erhöhung der Beamtengehälter zum Abschluss zu bringen bestimmt war. Ihre Schwierigkeit lag namentlich darin, dass man sich zwecks Erreichung eines dauernd beschleunigten Zustandes nicht auf prozentuale Zuschläge zu den bisherigen Gehältern beschränken konnte, sondern dass das künftige Einkommen jeder Beamtenklasse unter freier Würdigung nach ihren besonderen Verhältnissen und nach ihrer Stellung im ganzen Beamtenorganismus zu erörtern war. Hierbei waren denn auch zugleich die schärfsten Streitfragen über das Verhältnis der verschiedenen Zweige des Staatsdienstes zu einander, namentlich der richterlichen Beamten zu denen der Verwaltung, dann aber auch zu den höheren Lehrern und den höheren technischen Beamten, zum Austrag zu bringen. Es erregten in

der Beamtenchaft schwere Stürme, welche nicht bloß in der Presse, sondern auch in der Landesvertretung so starke Wellen warfen, daß das Zustandekommen der Vorlage zeitweilig gefährdet erschien und ihre Durchbringung nur den den erfüllbaren Wünschen gegenüber entgegenkommenden, unannehmbaren Vorschlägen gegenüber unerwünscht tief abgelebenden Verhalten der Regierung zu danken war. Mit dieser Vorlage, durch welche die Neuordnung der Befolgungsverhältnisse für absehbare Zeit endgiltig zum Abschluss gebracht ist, wurde zugleich nicht bloß eine zweckmäßige Neuordnung der Honorarbezüge der Universitätslehrer, sondern auch die Festlegung bestimmter Grundzüge über das Nennenerkennungswesen verbunden und so einer der wichtigsten Punkte eines künftigen Komptabilitätsgesetzes vorweg genommen. Durch die mit dem Zweimilliarden-Staatsausfallsetat nunmehr ins Leben getretene Erhöhung der Befolgungen der mittleren und höheren Beamten ist auch der Weg für die anderweitige Bemessung der Diäten und Reisekosten mit dem Ziele, diese Bezüge mehr als bisher den zu leistenden Ausgaben auszugleichen, eröffnet worden. Mit der Konvention der Konfols hängt dagegen die Vorlage wegen besserer Verfertigung der Hinterbliebenen der Staatsbeamten zusammen, und schließlich ist auch wiederum durch Eröffnung eines sehr erheblichen Kredits für Nebenbahnen, zur Förderung des Baues von Reineisenbahnen und von Kornhäusern die intensive Förderung des Staates für die wirtschaftliche Hebung des Landes fruchtig befruchtet worden. Wenn, wie zu hoffen, auch noch die Novelle zum Vereinsgesetz zu einem positiven Ergebnis führt, so hat man alle Ursache, mit den Ergebnissen der jetzigen Landtagsession zufrieden zu sein.

Deutsches Reich.

Das Kaiserpaar unternahm gestern Morgen einen gemeinsamen Spazierritt. In's Neue Palais zurückgekehrt, hörte der Kaiser von 9 Uhr ab militärische Vorträge und empfing um 11 Uhr den Reichskanzler Fürsten zu Hohenhausen vom Vortrage. Um 1 Uhr begab sich der Monarch in die Wohnung des Kommandeurs des Ersten Garde-Regiments J. B. Obersten und Flügeladjutanten v. Ralkstein, um der Tante des jüngstverstorbenen Sohnes desselben, bei welchem Se. Majestät Patenstelle übernommen hat, beizuwohnen. Der Kaiser hat an die Wittve des verstorbenen Geschäftsmannes Professore August von Seyden folgendes Beileidstelegramm gerichtet: Herr Reichskanzler, 2. Juni 1897. 3 Uhr 48 Min. Ich habe die Nachricht vom Tode Ihres Oheims mit aufrichtiger Theilnahme empfangen und spreche Ihnen innigstes Beileid aus. Ich habe den Verstorbenen sehr hoch geschätzt und weiß Ihnen und Ihrer Familie Schmerz bei diesem unerwarteten Verlust voll und ganz zu empfinden. Gott wolle Ihnen seinen Ersatz bewahren. Gestern waren es 10 Jahre her, daß während Kaiser Wilhelm I. zum letzten Male in seinem reich gegliederten Leben einer öffentlichen Feier beizuwohnte: der Grundsteinlegung zum Nordostkanal, der nunmehr seinen Namen trägt. Der Augenblick, als der hohe Herr im Ehrenschmuck

seiner 90 Jahre das Haupt entließ, seinen Blick über die Festversammlung schweifen ließ, die drei Hauptredner folgten und sie mit gutem Spruche begleitete, werden im Gedächtnis Aller, die das Glück hatten, dieser feierlichen Stunde beizuwohnen, weiterleben. Der König von Sachsen wir den diesjährigen Kaisermandatoren bewohnen und in Gomburg Wohnung nehmen. Reichskanzler Fürst Hohenhausen gedankt sich der Nordb. Allgem. Bzg. zufolge für die Pfingstfeierliche nach Potsdam zu begeben. Konteradmiral Lepitz ist Donnerstag Nachmittag mit dem Schiffsdampfer „Zeus“ in Seeheimde eingetroffen und über Norddein nach Berlin weitergereist. Der Bundesrath ertheilt in seiner heutigen Sitzung den Beschlüssen des Reichstages zu den Gesetzentwürfen, betriebe den Verkehr mit Butte u. s. w. und betriebe das Auswanderungswesen, sowie dem Ausschussberichte über den Antrag Brunsen, betr. die Abänderung der Jurisdiction zur Ausführung des Reichs-Briefwechselgesetzes, keine Zustimmung. Zu den Mittheilungen des Hamb. Kor. über den Ergebe des Herrn v. Wiquel wird der „Mündener Allg. Bzg.“ geschrieben, in den Kreisen der Freunde des Finanzministeriums wisse man, daß er am allermeisten von Ergebe geplagt werde, daß er wohl aber gelegentlich die ernsthafte Befürchtung ausgesprochen habe, daß er bei seinem Alter von nahezu 70 Jahren und seiner sehr angegriffenen Gesundheit nicht lange mehr seines schwierigen Amtes werden zu warten können. Wie aus Rom gemeldet wird, ist die aus dem Kommandeur Oberlieutenant v. Allen und zwei anderen Offizieren des 1. Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 13 bestehende Abordnung, die dem Könige die Glückwünsche zu seinem 35-jährigen Jubiläum als Ober des Reichens überbringend gestern Abend dort eingetroffen und am nächsten Morgen von dem Oberanpostoffizier des Königs und dem deutschen Militärattaché, Major und Flügeladjutant v. Jacob, empfangen worden. Die Wittve der Abordnung werden als Gäste des Königs in dem Grand Hotel Wohnung nehmen. Der Kolonialdirektor Freiherr von Richthofen hat sich nach Baden-Baden begeben, um der Beileidung seiner im Mai vorigen Jahres verstorbenen Gemalin beizuwohnen. Diefelbe starb nämlich in Alexandria an der Cholera, und konnte nach den bestehenden Gesetzen die Beerdigung der Leiche nach Deutschland erst nach Jahresfrist erfolgen. Der Reichstag verhandelt die Verordnung betreffend die Ausweitung der §§ 135 bis 139 und des § 139 b der Gewerbeordnung auf die Verhältnisse der Kleider- und Wäscheindustrie. Die „Karlsruher Zeitung“ theilt aus zweifellos offizieller Quelle mit, daß die Stellung Bayerns zu der Militärtruppenreform-Ordnung bis jetzt die Einschuldung hinaus gezogen habe, da verschiedene bayerische Regimenter in dem Reichsdienst stehen, weshalb Bayern es für wünschenswert erachtet, den bayerischen Gerichtsstand auch für die ansehnlichen Bayern stehenden Truppenkörper zu lassen. Dagegen ist Bayern entschlossen, an der Einheitlichkeit des obersten Militärgerichtshofes festzuhalten. Die Meinungsverhältnisse über diese Frage, bei der Bayern übrigens ziemlich isolirt stehen werde, haben die Beschlußfassung über den Entwurf der Militärtruppenreform-Ordnung im Bundesrath bis jetzt verzögert. Gleichwohl sei

Gabriele.

[Nachdruck verboten.] Roman von A. Serten. (Fortsetzung aus Nr. 255.) Im Halbbüchel des Zimmers und bei der Erregung, die ihr Gespräch verurteilt, hatten Frau v. Lindenbergs und Gabriele es überhört, wie sich die Thür geöffnet und Horst eingetreten war. Er hatte schon seit geraumer Zeit den festlichen Neben der alten Dame zugehört und erst Gabrielens Schmerzensruf hatte ihn veranlaßt, seine Anwesenheit bemerkbar zu machen. Nun kam aber auch Konstanze, die einen Krankenbesuch gemacht hatte, mit der Lampe ins Zimmer und ihre laute Stimme tief erst Gabriele, die weinend an Horst's Brust ruhte, in die Wirklichkeit zurück. Ich wußte es wohl, mein lieber, lieber Horst, daß Sie, sobald mein Brief Sie erreichte, zurückkehren würden, um unsere Ehre sich zu fordern, der Ihr Herz ja stets gehörte; — ich habe es immer gemüht und war nur irre gelehrt worden! Frau v. Lindenbergs hatte sprachlos die Scene betrachtet, die sich da vor ihren Augen abspielte, nun begann sie stöhnend: Es schämt mir wirklich nach dem, was ich erleben sehe, als komme der Mensch sich sehr, sehr irren, — ich denke, Sie sind geirrt, weil Ernie Sie verurtheilt, und nun liebten Sie Gabriele! Warum lieber Sie denn plätzlich? „Eigentlich hatte ich die erste Frage gethan und konnte demnach auch die erste Antwort erwarten“, entgegnete Horst, „da ich aber für Sie, liebe Großmutter, gern die alte Verleumdung bekräftigen möchte, die ich Ihnen immer entgegenbrachte, will ich beginnen, die Komödie der Irrungen aufzulösen, bei der auch Sie, unbekannt, mitgespielt. Ich habe Ernie nie anders geliebt, als wie ein Onkel eine eigenartige, niedliche Nichte liebte, — mein Herz im eigentlichen Sinne gehörte Heia! An dem Tage, an welchem nach der allgemeinen Meinung ich Sie nie wieder in Bismarck verheiratet leben sollte, habe ich gehofft, einen Augenblick zu finden, um Gabriele Herz und Hand zu bieten. — Entt' dessen kam gerade Sie nicht, Sie war

zu den Verwandten des Mannes geehrt, der sich seit geraumer Zeit um Sie bewahrt! — Sollte ich, der ich nicht ahnen konnte, welche thörichte Wünsche Ernie in Ihrem Herz bewegte, — ich sage abschließend Ihnen, denn Ihr Herz ist bei allen tieferen Wünschen bisher ungetheilt geblieben, — sollte ich nicht meinen, Gabriele's Abreise solle mich verbinden, eine Frage zu thun, auf die ein „Nein!“, eine Bitte auszusprechen, auf die eine abschließliche Antwort folgen müßte? — Ich konnte hier nicht länger bleiben und wollte versuchen durch fremde Eindrücke den süßen Traum aus meinem Herzen zu bannen, der daselbst schon so lange gefangen hielt. Da hatte Constanze's Blick, mit deren Mein einzuweichen, und das rief mich zurück, wie ich lese zur rechten Zeit, denn ich muß gleich damit anfangen, meinem Bräutigam Schutz anzubieten! Das Letzte war an Frau v. Lindenbergs gerichtet: Horst stand, Gabrielen fest mit dem Arm umschlingend, vor ihr, sein Auge funkelte sornig, als er bemalte brüht die Frage that: Und was hatten Sie nun gegen Gha? Die alte Dame sah freundlich zu dem Bräutigam hinüber: Ich muß wohl nun sprechen“, sagte sie, „so schwer es mir wird, denn wie ich jetzt beinahe glaube, hat ein Anderer gelogen, um uns Gha vom Herzen zu reißen, ich muß aber recht nachdenken, damit Sie nicht verlesen und Gha nicht entschuldigt! Meine Tochter und mein Schwiegermutter, und ich das noch anzuhören, auch Ernie waren durch Ihr plötzliches Aufstehen, lieber Horst, sehr unglücklich, denn mir hatten nach Ihrem Benehmen im Sommer, wo Sie meine Entföden ganz besonders ausgeschieden, bestimmt eine Verlobung erwartet. — Ernie war am wenigsten gekränkt, obgleich sie doch besonders dazu berechtigt gewesen wäre, und als sie für kurze Zeit danach mit Herrn v. Warrnath verlobte, durfte ich ihr glauben, als sie mir ganz, ganz heimlich sagte, ihre plötzliche Reue für Daniel Horst sei ein Irrthum gewesen, denn sie glücklicher Weise rechtzeitig inne geworden, als sie Warrnath wieder gelassen — denn sie schon als Kind geliebt habe. Sie hätte nicht anders gekonnt, als Ihrem Antrag ein „Nein“ entgegen zu legen, um Sie und sich nicht unglücklich zu machen; — der Herr habe Sie tief liebte und fortgetrieben!

Ich konnte meine Enkeltochter nur schelten, daß sie mit dem Herzen eines Mannes gepielt, mußte ihr aber Recht geben, daß es besser sei, einen Fehler zu machen, als eine Sünde zu begehen! Das hätte sie aber gethan, hätte sie Ihnen die Hand gereicht, Warrnath aber geliebt! — Da, eines Tages kommt Gabriele plötzlich zu uns, nur ein Telegramm meldet sie an, obgleich drei Mal täglich Hofberbindung zwischen hier und Wehlen ist; sie ist aufgeregt, wie ich sie nie zuvor gesehen, dabei still und verschlossen. Und nun“, die alte Dame mußte tief Athem schöpfen, ehe sie weiter sprechen konnte, „nun kam die ganz unerwartete Ehung von Ernie's Verlobung und nach langem Drängen schreite meine Tochter mir beinahe mürklich, ich habe so oft das Ungewöhnliche gesehen, daß jedes Wort mir tief im Gedächtnisse haften! Gabriele hat unterm Schwiegermutter gelacht, Horst hat Ernie nie zur Frau begehrt, so sehr auch diese danach getrachtet; aus Werrger darüber hat sie nach Ihnen die Hand ausgestreckt, obgleich Ihr Vermögen ihr im Vergleich zu dem Horst allerdings etwas gering vorkam! Gabriele hat Ernie's Verlobten Verze gegeben, die diese als Kind geliebt und die an den Vetter ihrer Freundin gerichtet waren, jedoch nie abgelehnt worden find — Ernie hat sie, lachend über ihre kindlichen Ideen, der älteren Schwiegermutter vorzuführen gegeben und Gabriele hat sie jetzt als Waise bewahrt, die glückliche Nebenbuhlerin zu verdrängen, denn — Gabriele hat selbst Warrnath geliebt! Gabriele hatte sich fast aus dem Arme des Bräutigams gelöst; sie prüfte die Hände vor das tieferschütternde Gesicht: „O Gott“, rief sie außer sich, „mer hat denn dieses furchtbare Liebesgenosse gesponnen!“ — Dann schien ihr ein plötzlicher Gebanke zu kommen, denn sie richtete sich hoch auf, und das dunkle Auge fest auf die alte Dame richtend, sagte sie: „Liebe Großmutter, Frau Du Herrn v. Warrnath, ob das Alles wahr ist, er ist ein ehrenwerther Charakter und wird nicht zugeden, daß man ein schändliches Mädchen verdammt, wenn er es in der Hand hat, den schändlichsten Verdacht von ihr zu nehmen!“ (Fortsetzung folgt.)



(Nachdruck verboten.)

Trilby.

Roman von George du Maurier.
Deutsch von Marg. Jacobi.

14]

Den Brief ſchickte ſie durch einen beſonderen Boten, und kaum zehn Minuten ſpäter war der Laird ſchon bei ihr. Sie ſtreichelte ihn und küſtete ihn und weinte dabei, bis dem Laird ſelbſt das Waſſer in die Augen trat; aber ſtatt in Thränen zu zerfließen, ſing er an zu lachen, was viel beſſer zu ihm paßte und auch weit tröſtlicher war. Als er ihr dann ſo freundlich zuredete und ſich auf ſo einfache, natürliche Weiſe mit ihr beſprach, veränderte ſich ihr Ausſehen, über das er zuerſt förmlich in Schrecken gerathen war, zuſehends. Sie hatte ihr früheres Selbſt ſchon beinahe wiedergewonnen, als er ihre Kammer in der Rue des Pouſſe-Gailourg verließ.

Das Stübchen unter dem Dach, mit der ſchrägen Wand und em Manſardenfenſter, war ſo rein und ſauber gehalten, als würde es von einer frommen Kloſterſchwester bewohnt. Reſeda und Kapuzinerkrefſe blühten draußen auf dem Fenſterbrett und laue Winde rankten ſich drinnen um die Scheiben.

Als ſie ſo neben ihm ſaß auf dem ſchmalen, weißen Bett und ſeine von Farben und Terpentin entſtellte Hand umfaßt hielt, wie ſie von Zeit zu Zeit ſtreichelte und küſtete, hatte er recht öfterlich mit ihr geſprochen — wie er Taffy nachher berichtete — und ſie geſcholten, daß ſie ſo thöricht geweſen war, nicht gleich nach ihm zu ſchicken oder ins Atelier zu kommen. Er ſagte ihr, wie ſehr er und ſie Alle ſich freuen würden, wenn ſie das Modellſiehen ganz aufgeben wollte. Etwas Schlimmes ſei eigentlich nicht dabei, aber es wäre doch viel beſſer ſo. Vor Allen aber hätte es ihn ganz glücklich gemacht, daß ſie ſich vorgenommen habe, in Zukunft nie mehr vom geraden Wege abzuweichen. Der kleine Billy ſei nach Barbizon gegangen und werde eine Weile fortbleiben, aber ſie müſſe verſprechen, gleich heute mit ihm und Taffy zu ſpeiſen und das Eſſen ſelbſt zu kochen. Als der Laird dann fortging, um ſein Bild „les Noceſ du Torſador“ weiter zu malen, und noch beim Abſchied zu ihr ſagte: „Auf heute Abend alſo, tauſend Himmelbonnerwetter!“ — da gab es keinen glücklicheren Menſchen als ſie im ganzen Quartier latin: ſie hatte gebeichtet und Vergebung gefunden!

Scham und Reue aber, Bekenntniß und Vergebung, hatten in ihr ein ganz neues, fremdes Gefühl der Selbſtachtung wachgerufen. Biſher hatte ſie nur ſtets peinlich darauf gehalten, äußerlich von untadeliger Sauberkeit zu ſein; die größte Reinlichkeit war für ſie ein Genuß. Ach, ſie war zugleich eine der Hauptbedingungen ihres niederen Berufs! Jetzt kannte ſie aber noch eine andere Art der Sauberkeit und wollte nun und nimmermehr aufhören, ſie zu pflegen. Die ſchreckliche Vergangenheit konnte ſie freilich nie vergeſſen, aber ſie hoffte doch, ihr ſpäteres Leben würde dieſelbe wenigſtens inſoweit auflöſchen, daß Andere ſich vielleicht nicht mehr daran erinnerten.

Die Mahlzeit an jenem Abend war ein ſehr denkwürdiges Erlebnis für Trilby. Nachdem ſie Meſſer und Gabeln, Teller

und Schüſſeln aufgewaſchen und in den Schrank geſtellt hatte ſetzte ſie ſich zu ihrem Nähzeug. Nicht einmal eine Cigarette wollte ſie rauchen; das erinnerte ſie zu ſehr an Dinge und Auftritte, die ihr jetzt ein Greuel waren. Nein, für Trilby O'Ferrall gab es keine Cigaretten mehr!

Sie ſprachen mit einander vom kleinen Billy, und ſo erfuhr ſie zum erſtenmal etwas von ſeinem früheren Leben, von der Art, wie er aufgewachſen war, von ſeiner Mutter, ſeiner Schwefter und den Menſchen, mit denen er verkehrt hatte. Auch von ſeiner Zukunft redeten die Freunde, und ſie fühlte ſich bald ſtolz gehoben, bald tief niedergebrückt, als ſie vernahm, was für ein großes, ſeltene Genie er war und welches herrliche Loos ſie ihm prophezeiten. Ruhm und Reichthum würden ihm bald winken, wie ſie nur wenigen Sterblichen zu Theil werden; falls nämlich das Glück ihn begünſtigte und nicht irgend ein Hinderniß ihm in den Weg trat, um ſeine Entwicklung, ſeine Ausſichten, ſeine glänzende Laufbahn zu hemmen. Sie hörte das Alles und dachte mit Stolz an ihn und mit tiefer Demuth an ihre eigene Niedrigkeit. Wie konnte ſie denn hoffen, jemals ſich auch nur die Freundin eines ſolchen Mannes zu nennen? Würde ſie aber vielleicht einmal ſeine Magd ſein dürfen — ſeine treue, demüthige Magd? —

Erſt nach einem Monat kam der kleine Billy aus Barbizon zurück, ſo braun gebrannt, daß die Freunde ihn kaum wiedererkannten; als ſie aber die Skizzen ſahen, die er mitgebracht hatte, riſſen ſie die Augen weit auf.

Das niederschmetternde Gefühl ihrer eigenen Unbedeutendheit verlor ſich in der Bewunderung dieſer Kunſtwerke und in Liebe und Hochachtung für den Künſtler.

Der kleine Billy, ſo jung und zart, ſo ſchwach an Körper, ſo ſtark an Geiſt, mit dem warmen Herzen, der kunſtfertigen Hand, dem ſcharfen Auge und der wunderbar ſchnellen Auffaſſung — das war ihr Meiſter, der auf den Thron erhoben werden mußte, zu dem ſie aufblicken, vor dem ſie ſich neigen wollten in unausprechlicher Verehrung, an dem ſie zu Schutz und Trutz hängen würden ihr Lebenlang.

Als Trilby nach der Arbeit um ſechs Uhr ins Atelier kam, rief er: „Grüß Gott, Trilby!“ und ſchüttelte ihr die Hand; ſie aber wurde bleich, ihre Lippen bebten und ſie ſah mit einem ſo feuchten, ſehnjüchtigen, unerjättlichen Blick demüthigſter Verehrung zu ihm herab (das mußte ſie bei ihrer ungewöhnlichen Größe), daß der Laird ſeine ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigt fand. Bei dem Blick aber, den der kleine Billy zu ihr emporſandte, durchzuckte eine ähnliche Beſorgniß Taffys männlichen Buſen.

Dann gingen die drei Freunde mit einander beim père Trin zu Tiſche und Trilby kehrte nach ihrer blanchisserie de ſix zurück. Tags darauf zeigte der kleine Billy ſeine Arbeiten Carrel, und der Meiſter forderte ihn auf, das angefangene Bild „Der Krug geht zu Waſſer“ in ſeinem Privatatelier fertig zu malen. Abend vor ſtolzer Freude nahm der junge Mann dieſe unerhörte Gunſt mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit an.

So geschah es, daß man eine Zeit lang im Atelier auf dem Platz St. Anatole des Arts sowohl von dem kleinen Billy als von Trilby wenig zu sehen bekam; eine blanchisseuse de fin hat keine Zeit, lange von ihrem Bügeleisen fortzubleiben. Nur beim Essen trafen sie öfters zusammen. Am Sonntagmorgen aber kam Trilby wie gewöhnlich, um dem Laird sein Weißzeug nachzusehen und zu flicken, ihm die Socken zu stopfen und für seine sonstigen kleinen Bedürfnisse zu sorgen. Das war immer ein glücklicher Tag für sie. Das Fächeln und Bogeln, das Klavierspielen und Geigen wurde nach wie vor betrieben. Am Sonntagnachmittag ging es dann meist sehr lebhaft in dem Atelier her — ganz nach gewohnter Weise.

Mit jeder neuen Woche bemerkten die Freunde immer deutlicher, daß in Trilby eine große Veränderung vorging. Sie sprach nicht mehr so lauterweiches Französisch, außer wenn ihr zufällig irgend ein Kraftausdruck entschlüpfte, auch war sie nicht mehr so drollig und lustig, und doch schien sie sich noch glücklicher zu fühlen als früher.

Im Gesicht war sie magerer geworden, sodaß ihre Backenknochen sichtbar wurden, die, wie ihr übriger Knochenbau (besonders an Stirn, Kinn und Nasenrücken) eine dem Auge so wohlgefällige Form hatten, daß Trilbys Schönheit dadurch auf ganz wunderbare Weise gewann.

Gegen Ende des Sommers verlor sie auch die Sommerprossen, da sie sich weniger im Freien aufhielt; sie ließ ihr Haar wachsen und steckte es in einem Knoten am Hinterkopf fest, wodurch ihre kleinen, platt anliegenden Ohren zum Vorschein kamen — gerade an der rechten Stelle, sehr weit nach hinten und ziemlich hoch; der kleine Billy selbst hätte sie nicht vorteilhafter anbringen können. Ihr etwas zu breiter Mund nahm einen bestimmteren und zugleich lieblicheren Ausdruck an, und ihre großen, brittischen Zähne waren so weiß, daß sogar die Franzosen nichts dagegen einwenden konnten. Aus ihren Augen aber strahlte ein milder Glanz, den man noch nie darin gesehen hatte; sie leuchteten wie zwei graue Sterne, wie Doppelsterne, oder vielmehr wie Planeten, die einer neuen Sonne ihren Schein verdanken, denn das stille, sanfte Licht war nur zum Theil ihr eigenes.

Jedes neue Geschlecht liebt einen anderen Schönheitstypus. Damals schwärmte man für die aristokratischen Damen mit der hohen Stirn, dem länglichen Gesicht, dem gebogenen Näschen, dem weichen Kinn mit dem Grübchen, dem kleinen herzförmigen Mund und den abfallenden Schultern, über welche lange Schmachtklöden herabhängen — die Lady Arabellas und Clementinas, Musidoras und Medoras! — Möglich, daß dieser Geschmack noch einmal zurückkehrt; Schreiber dieser Zeilen hofft das aber nicht mehr zu erleben.

Trilbys Typus würde heutzutage viel mehr bewundert werden, als in den fünfziger Jahren, und ihre Photographie an allen Ladenfenstern stehen; aber damals hatte man so ganz andere Begriffe von Schönheit, daß Alle, die ihrem Liebreiz so bereitwillig hulbigten, sich kaum erklären konnten, wie das zugehe. Ueberdies war sie viel zu groß für ihr Geschlecht, ihren Stand, ihre Zeit, und vor Allem für das Land, in dem sie lebte. Sie brauchte zu einem tapferen Gendarm kaum in die Höhe zu sehen, und der war doch fast so groß wie ein dragon de la garde, der hinwiederum beinahe das Maß des gewöhnlichen englischen Polizisten hat. Aber eine Riesin war sie deshalb noch keineswegs.

Eines Tages sagte Taffy zum Laird: „Weißt Du, ich möchte meinen Kopf verwetten, daß unter allen Mädchen, die ich kenne, keins so hübsch ist wie Trilby. Sie sieht ganz wie eine große Dame aus, die sich als Grisette verkleidet hat, zu Zeiten sogar wie eine vergnügte Heilige. Ich finde sie reizend. Wenn sie mich so umarmte wie Dich, beim Zeus, ich ertrüge es nicht.“

Es würde zu einem Trauerspiel führen — vielleicht brächte ich den kleinen Billy um.“

„Ach was,“ meinte der Laird, „glaubst Du denn, ich bilde mir ein, daß, wenn sie mir mit so recht schwehlerlicher Zärtlichkeit die langen Arme um den Hals legt, diese Liebkosung eigentlich mir gilt?“

„Und dabei ist sie so durch und durch echt,“ fuhr Taffy fort; „zuverlässig, wahrhaft und aufrichtig wie ein Mann. Auch was sie Unserem sagt, hört sich so angenehm zu. Das ist irrländisch, glaube ich. Schmeicheln thut sie auch nicht, es ist immer Alles wahr.“

„Ah, das ist schottisch,“ rief der Laird lachend und drehte sich nach dem kleinen Billy um, aber der war verschwunden.

Sogar Svengali entdeckte die merkwürdige Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war. „Ach, Trilby, wie schön Du bist,“ sagte er an manchem Sonntag Nachmittag; „es ist um wahnsinnig zu werden; ich möchte Dich anbeten! So dünn gefällst Du mir noch besser; Du hast einen so herrlichen Knochenbau! Warum antwortest Du denn nicht auf meine Briefe? Was — Du liest sie nicht einmal? Donnerwetter! Daran habe ich nicht gedacht: die Grisetten vom Quartier latin können ja gar nicht lesen und schreiben. Sie lernen nur den cancan tanzen, mit dem kleinen schmutzigen Affen- und Lumpengefindel, das sie Männer nennen. Sapperment, wir werden den Kerlen einmal zum Tanze aufspielen, wir Deutschen. Bum, bum! werden wir machen, noch besser als der Kellner im Café de la Rotonde — hein? Und die Grisetten im Quartier latin sollen uns Wein einschenken — totre betit tu blanc, wie der Affe von einem Dichter, der verrottete, verfluchte de Mussel sagt, der eine so herrliche Zukunft hinter sich hat! Bah! Du kennst ihn ja gar nicht, ihren Monsieur Alfred de Mussel. Wir haben auch einen Dichter, daß Du's weißt, Trilby! Sein Name ist Heinrich Heine. Wenn er noch am Leben ist, so wohnt er hier in Paris, in einer kleinen Straße bei den Champs Elysées. Er liegt den ganzen Tag im Bett und sieht nur noch mit einem Auge wie die Gräfin Barnhagen, ha, ha! Die französischen Grisetten betet er an; er hat auch eine von ihnen geheirathet; Mathilde heißt sie und hat süße Füße wie Du! Dich würde er auch bewundern und alle Deine schöne Knochen einzeln zählen, denn er macht ebenso gern einen Spaß wie ich. — Ja, ja, Du wirst noch ein herrliches Skelett abgeben, und in ganz kurzer Zeit obendrein, weil Du Deinem Svengali nicht zulächeln willst, der Dich bis zum Wahnsinn liebt! — Also Du verbrennst seine Briefe, ohne sie zu lesen? Schon gut! Du sollst einen hübschen kleinen Glaskasten von Mahagoniholz für Dich ganz allein im Museum der Ecole de Medecins haben; dann wird Svengali kommen, in seinem neuen Pelzrock, mit einer großen Havanacigarre im Munde. Er wird die schmutzigen carabins alle zur Seite schieben und Dir durch die Augenhöhlen in Deinen dummen, leeren Schädel sehen; Deine Nase ist nur noch ein Knochengerüst; sie hat weder Spitze noch Flügel; durch die Nasenlöcher guckt man in den hohen Resonanzboden und in den Mund mit den zweihunddreißig großen englischen Zähnen, und zwischen Deinen Rippen hindurch kann man in den weiten Brustkorb sehen, wo die Zunge von starkem Leder einmal gewesen ist. Ach, sagt Svengali, wie schade, daß sie nur soviel Musikverständnis gehabt hat, wie ein großer Kater! Dann betrachtet er alle Deine Knochen bis herunter zu den jämmerlich zerbröckelnden Füßen und sagt: Sie war doch eine rechte Thörin, Svengalis Briefe nicht zu beantworten! Die schmutzigen carabins aber sollen —“

(Fortsetzung folgt.)



Duport.

Von Polizei-Inspektor Cannab.

Nirgends in Europa sind die Einbrecher raffinirter in ihren Operationen und kühner in der Ausführung ihres listigen Gewerbes, als in London, diesem Riesenbuhlon, das trotz seiner wohlorganisirten Polizei das ergiebigste Feld für alle Langfinger ist. Und wie jede Berufsart verschiedene Abstufungen — sogenannte höhere und niedrigere Grade — besitzt, so besteht auch ein großer Unterschied zwischen dem gemeinen Taschendieb und dem feinen Gauner, dem mit kluger Berechnung arbeitenden Einbrecher, der es auf die Reichthümer der Banken und die Schätze der Juwelenläden abgesehen hat.

Nähe bei dem Londoner Parlamentsgebäude in einer etwas schmalen Seitenstraße befindet sich ein bereits vor hundert Jahren gegründetes Juwelengeschäft, das die höchste Aristokratie, die reichsten Finanzleute zu seinen Kunden zählt. Neugierig erfaltet der Besizer des Ladens wenig von dem Luxus, den die anderen Magazine zur Schau tragen, um die Käufer anzulocken. Das Gebäude ist alt und grau, der Verkaufsraum eng und die schmalen Schaufenster entbehren all' der Lichteffecte der Neuzeit. Trotzdem geschah es, daß zu einer Zeit, vor etwa fünf Jahren, sich täglich eine schaulustige Menge vor diesem Laden drängte, um mit leisen und lauten Ausrufen der Bewunderung einen Gegenstand zu betrachten, der allerdings des Sehens werth war. In der Mitte des Schaufensters stand ein aus getriebenem Silber gefertigter Kasten, dessen Inhalt an die Märchenpracht aus 1001 Nacht erinnerte. Da waren mattglänzende Perlen von fabelhaftem Werth, wunderbar leuchtende Diamanten, deren Feuer geradezu blendete, Smaragden und Rubinen in selten schönen Exemplaren, kurzum eine verschwenderische Fülle kostbarsten Geschmeides, bei dessen Anblick wohl jedes Frauenherz in Verzückung gerathen mochte.

Unter den Bewunderern des Schätze konnte man auch zwei Männer bemerken, die sich täglich einfanden und mit geringen Blicken die kostbaren Steine betrachteten, welche nur durch eine dünne Glaswand von ihnen getrennt waren. Vor etwa vierzehn Tagen hatten die Weiden, von Amerika kommend, die Millionstadt betreten in der Erwartung, hier noch manchen guten Fang thun, manchen kühnen Streich ausführen zu können; bildeten sie sich doch ein, ihren europäischen Kollegen an Schlaueit und Raffinirtheit weit überlegen zu sein. Der Anblick des Prachtstückes in dem Juwelierladen reizte natürlich sofort ihre Begierde und sie entwarfen die verwegenen Pläne, sich in den Besitz der Schätze zu setzen. Mit ihrer Geschicklichkeit wäre ihnen dies ein Leichtes gewesen, hätte sich ihnen nicht ein unübersteigliches Hinderniß in Gestalt des wachhabenden Schutzmannes in den Weg gestellt. Der ließ sich nicht mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln beseitigen.

Eines Abends, — es war Ende Oktober, saßen sie in ihrer gemeinsamen Wohnung, bei einer Pseife Tabak, zum so und sovielften Male überlegend, auf welche Weise sie der Welt zeigen könnten, daß es für einen Einbrecher, sofern er „Künstler“ in seinem Fache ist, nichts Unreichbares giebt. Es hatte den ganzen Tag geregnet und Alles deutete darauf hin, daß für die Nacht wenigstens der so gefürchtete Nebel die Stadt in seinen gelbgrauen Mantel hüllen werde.

Eine Weile beobachteten die beiden Männer schweigend die rasch zunehmende Verdichtung der Atmosphäre. „Was meint Ihr, Kamerad“, wandte sich endlich der Ältere an seinen Genossen, „wollen wir nicht diesen kapitalen Nebel benutzen? Es ist heute der günstigste Moment für unser Unternehmen und wenn's glückt, können wir jahrelang die großen Herren spielen. Ich denke, hier heißt's: „Setz oder nie!“

„Einverstanden!“ nickte der Andere. „Die ganze Geschichte wäre ja ein Kinderspiel für uns, wenn der verwünschte Polizist nicht so scharf Wache hielte. Er geht alle Viertelstunden an dem Laden vorüber; wir müßten also in der Zwischenzeit unsere Arbeit verrichten. Jedenfalls wird uns heute der Nebel begünstigen.“

Sie verfahren sich ohne Zögern mit den nöthigen Werkzeugen und als es elf Uhr schlug, machten sie sich auf den Weg. Man konnte kaum zwei Schritte weit sehen, aber das hinderte die beiden Gauner keineswegs. Mit staunenswerther Gewandtheit hoben sie die schmalen Glasscheiben aus dem Fensterrahmen, nachdem sie den hölzernen Laden durchsägt und geöffnet hatten, und suchten im Dunkeln nach dem Behälter des kostbaren

[Nachdruck verboten.]

Schätze. Plötzlich vernahmen sie den schweren Tritt eines Mannes. War es der Polizist? Im Nu hatten sie den Fensterrahmen wieder vorgelegt und sich in einem schmalen Seitengang versteckt. Doch der nächtliche Wanderer, wahrscheinlich ein harmloser Bürger, ging ruhig vorüber. Die Spitzbuben machten sich nun schleunigst wieder an die Arbeit, die ihnen zwar manchen Schweißtropfen kostete, schließlich jedoch von Erfolg gekrönt war. Ohne Störung brachten sie ihren Raub in Sicherheit und in der richtigen Voraussetzung, daß das Bekanntwerden des kühnen Einbruchs großes Aufsehen erregen werde, dampften sie mit dem ersten Zuge nach dem Kontinent ab.

In Amsterdam angelangt, begaben sie sich zu dem alten Jakob van Hoof, einem Juwelenhändler, der niemals nach der Herkunft der ihm angebotenen Waare fragte und gute Preise zahlte. Er spielte oft genug den Hehler für gestohlenes Gut und auch jetzt war er gern bereit, den Handel abzuschließen. Da der Juwelendiebstahl bereits nach Amsterdam awirt worden war, so mahnte er seine Klienten zu größter Vorsicht, nahm sie für einige Tage in seinem Hause auf und bewirthete sie geradezu fürsächlich; die Steine würden es ihm ja wieder zehnfach einbringen, dachte er. Endlich eines Tages schritt er zur Prüfung der Juwelen. Im Beisein der Amerikaner öffnete er den Kasten, der den Schatz enthielt und untersuchte den Jubast auf's Sorgfältigste. Doch je länger er dies that, desto mehr verdußerte sich sein Gesicht und plötzlich wie gebrochen auf einen Sessel sinkend, stöhnte er laut: „Gott! Die Steine sind falsch! Und ich, Jakob van Hoof, habe mein schönes Geld an Euch Spitzbuben weggeworfen! Gott, welch' ein Verlust!“

So jammerte der Mann. Die beiden Gauner aber reisten noch am selben Tag nach Amerika zurück, ärmer an Schätzen, doch um die für sie allerdings betäubende Erfahrung reicher, daß es auch in Europa noch geschickte Leute giebt.

Allerlei.

Die Toiletten unserer Kaiserin. Der Staat, welcher für die Kleidung der Kaiserin ausgesetzt ist, ist gewiß kein geringer, doch ist er wohl schwerlich vorauszubestimmen, er hängt von zu vielen Umständen ab. Für jede größere Reise, die im Laufe des Jahres unter nommen wird, werden gewöhnlich besondere Anschaffungen gemacht. Für den letzten Aufenthalt in Urville und Wiesbaden wurden neue Kleidungsstücke hergestellt. Darunter war ein entzückendes Marine-Cape aus blauem Tuch und Goldknöpfen besetzt und mit weißer Seide gefüttert, welches für Bootsfahrten bestimmt ist. Nicht minder elegant war ein sandfarbenedes Tuch-Cape mit redba Dvois abgefüttert. Wenn die Kaiserin den Kaiser im August nach Petersburg begleitet, so muß dafelbst bei den Festlichkeiten ein glanzvoller Luxus entfaltet werden. Man beschäftigt sich deshalb schon jetzt mit den Vorbereitungen. Hofkleider mit Courtschleppen, Theater- und Wagenmantel werden für diesen Zweck neu angefertigt. Die Kaiserin läßt viel in Berlin arbeiten, beschäftigt aber auch auswärtige deutsche Lieferanten. Einiges wird in Wien angefertigt, was man dadurch erfahren hat, daß der Lieferant der Kaiserin dort eine Photographie und eine Taillie in seinem Salon ausgestellt hat, welche zurückgeschickt wurde, weil sie, wie der Konfektionär, erzählt, nicht paßte. Um die nothwendigen Aenderungen vornehmen zu können, ließ sich die Kaiserin in der schlecht sitzenden Taillie photographiren, damit der betr. Lieferant die Fehler sehen und abändern konnte.

Ueber die Spitznamen beim preussischen Gardekorps wird im „Veteran“ berichtet: Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, nannte die Potsdamer Garde „die langen Kerls“. Der Name ist ihnen geblieben, die Leute vom 1. Garderegiment z. B. heißen „die Langen“ noch heute und „die Weißgestegelten“ obendrein zum Unterschiede von den Gelbgestegelten in der Schauffeststraße, den Gardefüßliern. Diese, einst das Garde-Reservebataillon, kamen regelmäßig im Mai zu den Felddienstübungen nach Potsdam, da schrieen die Jungen „die Matkäfer sind da“, und „die Matkäfer“ heißen sie heute noch. Den Namen Matkäfer führen die Gardefüßliere mit Stolz. Der Matkäfer spielt auf den Feldfläcker, auf dem Späterstod und Erinnerungsbund des Reservisten eine große Rolle. Jeder Givilist kann dem Gardefüßliere getrost „Sie Matkäfer, hören Sie mal!“ zurufen; der Gelbgestegelte wird ruhig stehen bleiben und Rede und Antwort geben. Aber rufen Sie mal hinter einem Grenadier vom 2. Garderegiment z. B. „Sie Hammel“ her. Der Mann bleibt vielleicht auch stehen, aber sicher nicht mit freundlicher Miene. Und doch hat das 2. Garderegiment den Spitznamen: „Die Hammel“, wohl daher, daß es roth gezeichnet ist, „wie die Hammel“, sozusagen roth gezeichnet durch seine Achselklappen. Nach anderen Quellen soll der Name dadurch entstanden sein, daß das Regiment im Kriege 1870/71 ein eigenes Geschid entwickelte, zahlreiche Hammelheerden zu requiriren, und diese vor sich hertrieb, als ihre Wege sich mit denen der Matkäfer kreuzten. Noch weniger poetisch ist der Spitzname

des 3. Garderegiments. Sie heißen „Die Käseesser“. Ich habe nicht herausfinden können, woher diese Bezeichnung stammt. Sind die gelben Waffelklappen daran schuld? Möglich. Jedenfalls duftet ihr Spitzname nicht so lieblich wie der des 4. Garderegiments, der „Weißen“. Der Ursprung dieses Namens liegt nahe, die blauen Waffelklappen sind die Weiden. Die Kaiser Alexander-Grenadiere in der Alexanderstraße heißen „die Kartoffelschäler“. Den Namen erworben sie sich im Kriege 1866. Wenn das ganze Korps Pellkartoffeln ablockte und sich mit Erdäpfeln im Schlafrock begnügte, die Alexander-Grenadiere mußten sie nach feinerem Küchenrezept schälen und enigenen so dem Spotte der Kameraden nicht. Die Franzosen sind „die Bluthunde“, ein Spitzname, auf irgend eine Nennmisterie gegen Kameraden anderer Regimenter zurückzuführen. Die Grenadiere des Königin Augusta-Regiments heißen „die Rheinfadetten“. Freilich kamen sie nicht aus Köln herbei, wo die Rheinfadetten zu Hause sind, denn dort nennt man die Lastträger so, sondern aus Koblenz, aber immerhin von den Ufern des Rheins. Die Jäger in Potsdam heißen „Laubfrösche“, die Schützen in Groß-Bichterfeld sind „die Neuschäteller“. Das Bataillon stammt nämlich aus dem jetzigen Schweizer-Kanton Neuchâtel, welches bis 1857 zu Preußen gehörte. Als das Land abgetrennt wurde, lehrte das dort garnisonierende preussische Schützenbataillon nach Berlin zurück und wurde dem Gardekorps einverleibt. Die Garde-Artillerie heißt „die schwere Bombe“, die Pioniere sind „die Bubblers“ oder „Angler“, die Eisenbahntruppen werden „Schienenklopfer“ genannt. Die Leute vom Train heißen „Königliche Leibkutscher“, die 3. Garde-Ulanen heißen „die Butterdögel“.

Wer soll Radfahren? Diese Frage beantwortet ein radfahrender Arzt, Dr. J. Hoffmann in Lützenwalde, in einem alles Wissenswerthe für Radfahrer enthaltenden Handbüchlein (Für Radfahrer, Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin) folgendermaßen: Jedem gesunden Menschen ist das Radfahren unbedingt zu gestatten, vorausgesetzt, daß er es in vernünftiger Weise handhabt und sich vor Uebertreibungen hütet. Ganz besonders zu empfehlen ist es allen denen, die ihr Beruf den größten Theil des Tages an das Zimmer fesselt und die zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen sind. Es giebt aber noch eine Reihe direkter medizinischer Anzeichen für das Radfahren. Hier gehört zunächst die Neigung zur Fettleibigkeit. Es ist beobachtet worden, daß durch das Radfahren ein außerordentlich gesteigertes Stoffumlagern im menschlichen Körper stattfindet, daß speziell die Muskelarbeit Substanzen aus dem Blut entnimmt und dafür verbrauchte wieder an das Blut abgibt. Dazu gehört namentlich das Fett, das durch die Lunge und die Nieren in Gestalt seiner Spaltungsprodukte aus dem Körper ausgeschieden wird. Diese Körperübung ist daher sehr geeignet übermäßigen Fettanlag zu verhüten und schon vorhandenes Fett zum Schwimmen zu bringen. Ferner ist das Radfahren für diejenigen dienlich, welche an Stuhlverstopfung leiden und über Hämorrhoidalleiden zu klagen haben, weil der mechanische Einfluß der Tretbewegung, einer Bauchmassage ähnlich, günstig auf die Bewegung des Darminhalts sowie des Blutes in den Venen des Darms und den großen Unterleibsdrüsen, wie Leber und Milz, wirkt. Wohlthätig wirkt das Radfahren desgleichen auf verschiedene Nervenkrankheiten, sofern diese lediglich Folgen von geistiger Ueberarbeitung und Mangel an körperlicher Bewegung sind. Endlich hat es Einfluß auf die Anlage zu gichtischen Erkrankungen, indem beim Radfahren eine Zunahme der Harnsäure-Ausscheidung durch den Urin stattfindet, allerdings nur bei nicht zu langem Radfahren. Auch für Damen hält der Verfasser das Radfahren für gesundheitsdienlich, namentlich sind bleichsichtige Personen mehrfach dadurch von ihrem Leiden geheilt worden; nur ist hier eine sachgemäße Kleidung Voraussetzung. Für Alle gleichmäßig kommt in Betracht das Stählen der Körper-Muskeln, Kräftigung des Herzschlags, Erstarfung der Lungen durch deren ausgiebigere Thätigkeit, Förderung des Appetits und der Verdauung und endlich Stärkung des Gesichtsinnes durch die Gewohnheit, stets weit aus zu schauen. Es giebt aber auch eine Reihe von Fällen, wo das Radfahren entschieden zu widerrathen ist. Das ist in erster Reihe der Fall bei organischen Erkrankungen des Herzens, wie Herzklappenfehlern oder Herzvermehrung; ferner bei vorgezeichneten Erkrankungen der Lungen, sodas das Radfahren Schwindsüchtigen, Nistmatikern und Leuten, die wiederholt Brustfellentzündungen überstanden haben, zu widerrathen wäre. Das Gleiche gilt von febrhaften Erkrankungen, akuten Entzündungen, Erkrankungen des Hirns oder Rückenmarks. Vorsicht ist geboten bei Anlage zu Gelenkentzündungen, bei Neigung des Darmes. Eine Altersgrenze für das Radfahren ist nicht zu ziehen; alten Leuten ist es generell nur zu verbieten, wenn bereits Verkalkung der Arterien sich bemerkbar macht.

Blüthenlese aus den „Enstigen Blättern.“

Meinungsverschiedenheiten.

„Was ist denn das für ein Geschrei auf dem Hofe?“
 „Die Köchin will ein Suhn schlachten und das Suhn will nicht und nun zanken sie sich auf dem Hof herum!“

Vorsichtig.

Sonntagsreiter (zum Pferdeverleiher): Bitte, geben Sie mir ein Pferd, auf dem ich nicht zu balanciren brauch'!

Verantwortl. Redakteur: Alfred Sebeling. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Wie die Alten sungen.

Affessor: O, Fräulein Else, werden Sie die Meine, Sie sind mit das Kostbarste auf dieser Welt!
 Fräulein Else: Bitte, sprechen Sie mit Mama!
 Affessor (zu der kleinen Schwester): Und Du, Lieschen, Du bist doch auch mein Liebchen, nicht wahr?
 Lieschen: Auch mit — Ma — ma sprechen!

Bu zechter Zeit.

Erster Kannibale: Ist das aber ein fetter Becherbissen, den Ihr da habt!

Zweiter Kannibale: Den Reiz hab' ich g'rad noch erwischt, ehe er nach Karlsbad gegangen ist!

„Wissen Sie schon?“

Wißt Du genau erfahren, was passiert,
 So frage nur bei alten Weibern an.

Novel.

Mit was werden Sie denn Ihren Sohn zu seinem Geburtstag überraschen?

Moses: Nun, werd' ich ihm dann aufblasen lassen seine Pneumatis!

Einfach und praktisch.

Bei dem sinnreichen Bankier Schulze, der drei Töchter zu vergeben hat, erscheinen eines Tages gleichzeitig drei Freier.

Schulze wirft nur einen Blick durch das Fenster auf die Straße und bemerkt, daß die drei Bewerber per Droschke II. Klasse angelangt sind.

„Ich bedauere, meine Herren,“ erklärt er hierauf abschließend, „wer um eine meiner Töchter anhalten will, darf nicht zweiter Güte anfahren, der muß schon auf Gummi erscheinen. Fragen Sie heute über's Fahr wieder an, viellecht bringen Sie es bis dahin so weit. Wer die Sache am schlauffen anfängt, bekommt meine Jüngste.“

Im nächsten Jahre erscheinen die Drei wieder gleichzeitig am festgesetzten Tage.

„Wo haben Sie Ihre Equipage?“ fragt Schulze den Ersten.

„Die steht unten,“ giebt dieser, der inzwischen ein reicher Mann geworden, zur Antwort.

„Und Sie?“

„Ich bin auf dem Zweirad gekommen,“ erklärte Nr. 2, „also auch auf Gummi!“

„Und Sie?“

Der Freier Nr. 3 zeigt statt jeder Antwort nur lächelnd auf seine Füße, die mit Gummischuhen bekleidet sind.

„Sie sind der Schlauste,“ entscheidet Schulze, „Sie bekommen die Jüngste!“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespreschungen nach Auswahl vorbehalten.

Das Juni-Heft von Westermanns illustrierten Deutschen Monatsheften bringt an novellistischen Beiträgen eine dramatisch spannende Erzählung von Paul Novran; „Die Kette,“ der sich H. Abis „Der Rächer“ und eine von edstem Humor erfüllte Musikergeschichte von B. D. Höder: „Das zweite Jagot“, anschließen. Von den illustrierten Aufsätzen sei in erster Linie der Schluß der Abhandlung von G. C. von Verleypich genannt: „Wakale“. Unter den zwölf Abbildungen, die dem zeitgemäßen Thema beigegeben wurden, sind besonders die in Buntdruck hergestellten von eigenartig überausdehrender Wirkung. Den zahlreichen Freunden des Alpinismus wird die reich illustrierte Studie von Theodor Wundt: „Das Matterhorn“, willkommen sein. In der ihm eigenen geistvollen Weise plaudert E. Götze über die „Gasthäuser im klassischen Alterthum“, während S. S. Epstein einen biographischen Essay beigezeichnet hat, in welchem die Verdienste eines großen Naturforschers „Emil du Bois-Reymond“ unparteiisch gewürdigt werden. Literarische Notizen und Mittheilungen bilden wie gewöhnlich den Schluß des reich ausgestatteten Heftes.

Vade, Dr. C. Die künstliche Fischzucht nach dem neuesten Stand bearbeitet. Mit 2 Tafeln und 16 Abbildungen im Text nach Originalzeichnungen des Verfassers. (Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.) Preis 1,50 Mk. Heute wird noch lange nicht genug die wirtschaftliche Bedeutung der Gewässer gewürdigt. Viele Quellgräben, Bäche und Teiche liegen noch unbenutzt sich selbst überlassen; die Mehrzahl von ihnen enthält nicht einmal Fische, während fast alle ohne große Betriebskosten oft reiche Erträge an Fischweilich liefern könnten. Diesen Punkt hat der Verfasser bei Abfassung dieses Büchleins hauptsächlich im Auge gehabt und sich dabei auf die fünf hauptsächlichsten Wirtschaftsfische beschränkt, diese jedoch in möglicher Ausführlichkeit dem Leser vorgeführt. Bei dem Theil, welcher die künstliche Fischzucht behandelt, sind alle brauchbaren Apparate beschrieben und zum Theil abgebildet, bei einem jeden seine Vor- und Nachteile angegeben, sodas Jeder, der die künstliche Fischzucht betreiben will, sich den Apparat auswählen kann, der für seine Zwecke am geeignetsten ist. Die Abfassung der Schrift ist kurz, bündig und lichtvoll.

12

14

kaum
 streiche
 selbst
 zerflie
 und an
 zurede
 sprach,
 in Sch
 Selbst
 Rue b
 T
 em I
 würde
 und R
 laue
 M
 mb se
 rie fe
 oäterli
 — un
 gleich
 sagte
 das M
 eigentl
 Mem
 genom
 weiche
 werde
 heute
 kochen.
 du To
 sagte:
 — da
 ganzen
 funden
 ©
 in ihr
 gerufen
 äußer
 lichkeit
 Haupt
 noch e
 mehr
 konnte
 Leben
 sich vi
 I
 Erlebn





Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Skeinfels zu Halle (Saale).

Ueber den Einfluß der in künstlichen Düngemitteln enthaltenen Mineralsalze auf den mechanischen Zustand des Bodens.

Nach einem von Dr. R. Ulrich, Assistenten an der königlich technischen Hochschule München, gehaltenen Vortrage.

Die Zusammensetzung und Wirkungsweise der auf unseren Acker- und Wiesenlänthern angewendeten Kunstdünger dürfte heutzutage nur wenigen Landwirthren unbekannt sein, da Dank der Bemühung opferfreudiger Berufsgenossen die Kenntniß der Ernährungsgelecke unserer Kulturpflanzen in den Kreisen der ausübenden Landwirthschaft immer mehr verbreitet, diese zu Düngungsversuchen angeregt und in vielen Fällen auch wirklich praktischer, d. i. klingender Nutzen, aus diesen Anregungen gewonnen wurde. Indem man aber alles Heil nur in der Chemie des Ackerbaues und in den so vielfach mißverstandenen und mißdeuteten Lehren J. v. Liebig's suchte, machte sich eine gewisse Einseitigkeit der Anschauung in Bezug auf die Pflanzenerzeugung bemerkbar, so daß den weniger ins Auge fallenden Einwirkungen auf das Pflanzenleben nur geringe Beachtung zugewendet wurde. Zu den bis jetzt fast gar nicht berücksichtigten Einwirkungen gehört unter Anderem unstreitig z. B. der Einfluß der in künstlichen Düngemitteln enthaltenen Mineralsalze auf die physikalischen Eigenschaften des Bodens.

Eine Reihe von Thatsachen läßt erkennen, daß die in den meisten künstlichen Düngemitteln enthaltenen Salze einen ungünstigen Einfluß auf die physikalischen Eigenschaften des Bodens auszuüben vermögen und daß diese Erscheinung daher eine größere Beachtung verdient, als ihr bisher entgegengebracht wurde. Die Auffindung der Ursachen jenes Einflusses gehört jedoch zu den schwierigsten, bisher noch wenig aufgeklärten physikalischen Grundfragen; im Nachstehenden soll nur auf die für die landwirthschaftliche Praxis wichtigsten Erscheinungen und deren Gesetzmäßigkeiten eingegangen werden.

Wie erwähnt, ist die Einwirkung verschiedener, in den künstlichen Düngemitteln enthaltener Salze auf die mechanische Beschaffenheit des Bodens, auf den Lockerheitszustand desselben festgestellt. Um diesen Einfluß zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, welcher mechanische Zustand bei der Bearbeitung des Bodens als der allein richtige und mithin beste anzustreben ist, in welchen Zustand also das Ackerland gebracht werden soll, um physikalisch am günstigsten zur Produktion zu erscheinen.

Darüber herrschten bis vor kurzer Zeit noch recht unklare Begriffe, und es ist ein Verdienst des Herrn Professor Dr. Wollny, hierin Aufklärung gebracht zu haben. Im Allgemeinen kann man zweierlei Arten der Zusammenlagerung der kleinsten Bodentheilchen unterscheiden: Da wo Körnchen an Körnchen liegt und die Erde als ein pulverisiertes Gemenge erscheint, wird man füglich von Einzelkornstruktur sprechen. Im Gegensatz hiezu finden wir das Ackerland, wenn dasselbe im Herbst in rauher Furche gepflügt, den Winter über dem Froste ausgesetzt war. Das Land bildet dann eine krümelige Masse. Der Unterschied zwischen den Beiden beruht in der Form der Zusammenlagerung ihrer kleinsten Theilchen, welche wiederum auf die physikalischen Eigenschaften in verschiedener Weise Einfluß äußert. Nach Untersuchungen von Prof. Wollny tritt z. B. beim gefrümelten Boden eine Erniedrigung des Wasserfassungsvermögens um $\frac{1}{2} = 25$ Proz. ein. Es ist dieser unscheinbare Vorgang für die Praxis äußerst wichtig; denn es folgt daraus, daß sehr feinkörnige Bodenarten durch Kultur und Düngung ihren schädlichen Ueberschuß an Wasser verlieren und dadurch in hohem Grade verbessert werden können.

Ein anderes Beispiel, wie günstig die Krümelung des Bodens auf die Durchlüftung wirkt, ist folgendes: Es ließen 982 cem Lehmboden hindurchtreten: pulverförmig 1,6 Liter Luft, krümelig aber 320,0 Liter Luft. Auch diese Zahlen zeigen, welchen enormen Einfluß die Krümelung auf die Durchlüftung des Bodens hat.

In Bezug auf die übrigen physikalischen Eigenschaften, wie Wärmefassungs- und Leitungsvermögen, Wasserverdunstung, Durchlässigkeit u. s. w. äußert sich die Krümelung des Bodens als ungemein günstig entgegen der anderen, obengenannten Lagerung kleinster Theilchen. Auf die Entstehung und Erhaltung dieser günstigen Krümelstruktur im Boden wirken nach dem derzeitigen Stande unseres Wissens mehrere Faktoren ein. Es sind dies die mechanische Bearbeitung des Bodens, die Thätigkeit der Thierwelt, die Durchwurzelung des Bodens durch Pflanzen und die Volumenveränderung des Bodens infolge physikalischer Prozesse (Frost) und endlich nicht zum Geringsten der Gehalt und die Zuführung löslicher Salze in unseren Düngemitteln.

Letzterer Punkt ist erst in neuerer Zeit erkannt worden, und haben speziell zwei Forscher, A. Mayer und C. W. Hilgard, darüber Aufschluß gegeben.

Um die Wirkung von Salzlösungen auf die Struktur und den Bau des Bodens voll verstehen zu können, ist es nothwendig, auf das Verhalten sehr fein vertheilter Körper, die im Wasser aufgeschlämmt sind, einzugehen.

Eschlämmt man Thon im Wasser auf, so setzen sich die Bodentheilchen ab, je nach ihrer spezifischen Größe. Befinden sich in dem Wasser geringe Mengen von Ammoniak, phosphorsäuren oder kohlen-säuren Alkalien, so findet im Ganzen derselbe Prozeß statt, aber das Abiegen wird beschleunigt. Der Absatz zeigt ein dichtes Gefüge, in dem die Theilchen sich eng aneinander gelagert haben. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn man dem Wasser geringe Mengen von Mineralsäuren, Salze, Salpeter oder Schwefelsäure oder deren Salze beimischt. Hier schlägt sich der Thon „floßig“ nieder, indem die Thontheilchen zu Gruppen zusammentreten. Der Niederschlag ist infolgedessen locker und nimmt ein größeres Volumen ein als bei Anwendung von reinem Wasser oder verdünnten Lösungen von Alkalien oder Alkalikarbonaten. Ähnlich wie der Thon verhalten sich Sedimente, welche dieselbe Feinheit der Korngröße besitzen.

Aus dieser Thatsache geht nun hervor, daß Düngemittel, welche alkalische Carbonate, also kohlen-säures Kali und kohlen-säures Natrium enthalten, bei ihrer Zuführung die Krümelbildung beeinträchtigen, unter Umständen überhaupt unmöglich machen werden.

C. W. Hilgard führt hiefür ein interessantes Beispiel an: In Kalifornien treten Böden auf, welche volksthümlich „Alkaliböden“ genannt werden. Diese enthalten soviel lösliche Salze, hauptsächlich kohlen-säures Natrium und schwefel-säures Natrium, sowie Chlornatrium (unter Kochsalz), daß sich dieselben durch „Ausblähung“ auf der Oberfläche kundgeben. Unter diesen sind diejenigen, welche alkalische Carbonate enthalten, nicht schwer zu erkennen durch ihre Festigkeit und die Schwierigkeit oder richtiger Unmöglichkeit, darin eine eigentliche Ackerfrume herzustellen. Vielfach wechselt das in vortrefflichem Kulturzustand befindliche Land derart mit dem Alkalilande ab, daß das eine nicht auf ohne das andere zu bewirthschaften ist. Ein solches Feld sieht daher pothenarbig aus. Es wurde kreuzweise gepflügt, dann geeggt, bis die Egge nicht mehr wirkte. Hierbei verwandelt sich das Alkaliland in ein Haufwerk abgerundeter Schollen von der Größe einer Erbse bis zu der einer Billardkugel, von Ackerfrume war keine Rede. Der nachtheilige Einfluß des Alkalikarbonates und Sulfates auf die physikalische Beschaffenheit des Erdreiches tritt in diesen Beobachtungen mit voller Deutlichkeit hervor.

Wieder andere Substanzen giebt es, welche den Boden resp. die thonigen Theilchen desselben im Gegensatz zu den eben be-



prochenen chemischen Verbindungen locker machen, in den Krümelzustand versetzen, aber nur solange, als sie sich in der Bodenlösung vorfinden.

Werden sie von dem in der Erde eindringenden Regenwasser ausgewaschen, was um so leichter von Statten geht, als die meisten bezeichneten Salze vom Boden nicht absorbiert und in der Ackerkrume zurückgehalten werden, so tritt ein Dichtschlamm der Ackererde ein, welche zu fast vollständiger Undurchlässigkeit derselben für Luft und Wasser und somit indirekt zu einer sehr bedeutenden Verminderung der Fruchtbarkeit derselben führen kann. Der nachtheilige Einfluß der Salze tritt, wie angedeutet, Anfangs nicht hervor, im Gegentheil werden bei der Anwendung derselben häufig hohe Ernten erzielt, bis plötzlich ein bedeutender Rückschlag eintritt, nämlich dann, wenn der größte Theil der Salze aus dem Boden gewaschen und damit ihr Einfluß auf die für die lockere Beschaffenheit des Erdreiches so bedeutungsvolle Floccen- oder Krümelstruktur aufgehoben ist. Der Praktiker in Gegenden mit starkem Kunstdüngerverbrauch bezeichnet diesen für ihn so ungünstigen Vorgang mit dem Ausdruck: „Der Boden ist abgebunden“. Es geht aus dem Vorherigen unzweifelhaft hervor, daß reichliche Düngungen mit solchem Material, welches größere Mengen von salzsauren, salpetersauren, sowie schwefelsauren Salzen enthält, sowie Salzwasserüberschwemmungen auf allen sehr feintörnigen, namentlich thonhaltigen Böden einen für die Fruchtbarkeit derselben äußerst nachtheiligen Einfluß insofern ausüben, als der Boden für lange Zeit eine dem Wachsthum der Kulturpflanzen schädliche mechanische Beschaffenheit annimmt. Wie bereits erwähnt, tritt diese Gefährlichkeit natürlich am stärksten bei forcirter Salpeterdüngung auf, weniger stark auf leichten Böden, woselbst durch eine kräftige Stallmistdüngung der Schaden reparirt werden kann. Auf schweren Böden bleibt die ungünstige Struktur längere Zeit, jahrelang.

Aus diesem Grunde wird in England nur sehr wenig Chilealpeter benützt, Hauptkonsument ist Deutschland, woselbst pro Jahr 10–12 Millionen Mark für dies Düngesalz ausgegeben werden. Wo größere Mengen von derartig wirkenden Düngemitteln zur Verwendung kommen, muß unbedingt gehacht oder gegagt werden, um die auftretenden Krusten zu zerstören. Zu der Kategorie der mit Vorsicht zu benützenden Düngemittel gehören auch die Stafffurter Abraumsalze, die Koh- wie die gereinigten Kalnrite, da alle schwefelsaure Kalimagnesia, Chlorkalk,

Chlormagnesia enthalten. Desgleichen die so häufig angebotenen Abfallsalze aus Salinen u. s. w.

Im Gegensatz zu diesen die mechanische Beschaffenheit des Bodens verschlechternden Düngemitteln steht der Kalksalz, sowohl allein für sich, als auch als Begleiter der Thomaschlacke. Er übt einen sehr günstigen Einfluß auf die physikalischen Eigenschaften des Bodens aus. Wird derselbe dem Boden beigemischt, so bilden sich lose, flockige Aggregate in letzterem, welche allen auf ihre Zerstörung hinwirkenden, äußeren Einflüssen lange Zeit, oft viele Jahre widerstehen. Schwere Böden werden leichter bearbeitbar gemacht, wie aus speziellen Untersuchungen H. Buchners hervorgeht.

Professor Hilgard fand, daß, wenn man Kohlenäuregas 24 Stunden lang durch ein mit Kalksalz verfestigtes Thonmagma leitet, wo dann alle alkalische Reaktion verschwunden ist, die Plastizität auch nach dem Trocknen und damit verbundener Zerstörung der kohlenäuren Kalklösung nicht wieder hergestellt wird. Dies steht im Einklang mit der Erfahrung der Landwirthe, daß die lockere Wirkung des Kalkens jahrelang merklich andauert und eigentlich nie ganz verschwindet.

Die Anwendung des Kalkmergels äußert dieselbe Wirkung, wenn auch in einem viel schwächeren Grade und dieselbe Erscheinung läßt sich wohl überall dort beobachten, wo ein und dieselbe Bodenart theilweise der Zumischung des Materials anliegender Kalkhügel oder im Untergrund befindlicher Kalksteine unterliegt.

Schöpfung's Versuche über die Wirksamkeit des Kalksalzes zur Gewinnung von Thonwasser haben gezeigt, daß derselbe in dieser Hinsicht allen anderen Kalkverbindungen überlegen ist. Mit dieser Eigenschaft der Kalkverbindungen steht auch die außerordentliche Klarheit der Gewässer der Kalkformation im Zusammenhang, z. B. Altmühl, Gebirgsseen u. s. w.

Faßt man das bisher Mitgetheilte zusammen, so ergibt sich mit voller Deutlichkeit, daß die in den künstlichen Düngemitteln jeweils enthaltenen Salzverbindungen zum Theil einen sehr erheblichen Einfluß auf den mechanischen Zustand des Bodens äußern, der mit zunehmender Menge wächst, sowie daß bei den zweifelsohne ungünstigen Wirkungen derselben eine gewisse Vorsicht bei Anwendung derselben geboten ist, damit nicht der später entstehende Schaden dem daran beteiligten Landwirth die Augen öffnet.

(Wochenblatt des landw. Vereins in Bayern.)

Das Branntweinmonopol in Rußland.

Vom Landwirtschaftlichen Sachverständigen in St. Petersburg.

(Schluß.)

Die Ziele und Zwecke des Branntweinmonopols liegen also keineswegs lediglich auf wirtschaftlichem Gebiete, sondern ebenso sehr auf ethischem. Nicht nur will es dem Staate aus dem Branntwein eine bestimmte Einnahme verschaffen, ohne in die volkswirtschaftlich so überaus wichtige Fabrikation selbst allzu tief einzugreifen, sondern es soll auch durch rationellere Gestaltung des Verbrauchs die physische und moralische Kraft des Volkes heben.

Dem entsprechend kann man die Wirkung der Monopol-Gesetzgebung von 3 Gesichtspunkten aus betrachten: vom staatsfinanziellen, vom volkswirtschaftlichen und vom sozialen. In ersterer Hinsicht ist zu bemerken daß sich dem Staate mit dem Augenblicke des Inkrafttretens des Monopols neben der bisherigen Spiritus- und Patentsteuer eine neue Einnahmequelle eröffnet. Ob dieselbe nun die Kosten der Verwaltung, die Aufwendungen für die Ablösung der alten Schankgerechtigkeiten (Propinationsrechte), sowie die sonstigen Nebenkosten decken wird, kann nur die Zukunft zeigen. Die eben genannten Propinationsrechte im besonderen bestanden darin, daß die Gutsbesitzer, sowie einzelne Städte von alters her das Recht des Getränkeverkaufs auf ihrem Territorium besaßen. Dieses Propinationsrecht war mit dem Besitze des Landes untrennbar verbunden, und es mußte sich daher bei Einführung des Monopols der Gesetzgeber vorerst mit den bisherigen Inhabern abfinden. Diese Abfindung ist nach langwierigen Erörterungen und Verhandlungen zu leidlicher Zufriedenheit der Berechtigten dahin getroffen worden (Ufas vom 26. April 1896), daß ihre Höhe in jedem einzelnen Falle derart festgesetzt wird, „daß der Durchschnittsertrag der letzten 20 Jahre mit 20 multipliziert die Summe der seitens des Staates zu zahlenden Quote in Rubeln ergibt“.

Nach Ueberwindung der eben genannten Schwierigkeit bleibt nun aber noch die weitere zu erledigen, in welcher Weise das staatsfinanzielle Interesse mit dem sozialen in Einklang gebracht werden kann; denn es ist nicht zu verkennen, daß diese beiden einander schroff gegenüberstehen: einerseits will der Staat erhöhte Einnahmen, andererseits soll im Volke der Branntweinverbrauch verringert werden! In welcher Weise man nun diese entgegengesetzten Aufgaben zu lösen gedenkt, ist vorläufig noch nicht recht klar; wahrscheinlich ist es, daß bei der praktischen Ausführung der Reform der Hauptnachdruck nicht so sehr auf die Einschränkung des Verbrauchs gelegt werden soll als vielmehr auf die Beschaffung eines guten, von schädlichen Bestandtheilen gereinigten, wenn auch theureren Getränkes.

Auch wie die Ergebnisse des Monopols nach der volkswirtschaftlichen Seite hin sich herausstellen werden, ist noch nicht zu übersehen. Zwar sollte man von vornherein annehmen, daß die Brennereien bei einem so sicheren Abnehmer, wie der Staat es ist, sich vor allen Dingen stetig und gedeihlich würden entwickeln können, doch hängt dies natürlich wiederum ganz davon ab, welcher Preis derselbe ihnen für ihren Spiritus bewilligt, und in welcher Weise er die Abstellungsbedingungen festsetzt und handhabt, und in letzterer Hinsicht nicht zum mindesten davon, ob er den örtlichen Verschiedenheiten auch die gebührende Berücksichtigung angedeihen lassen wird; einer großen Entwicklung dürften auf alle Fälle die Rektifikationsanstalten entgegenstehen, da, wie erinnerlich mit der Einführung des Monopols nur mehr gereinigter Spiritus zum menschlichen Verbrauch gelangen darf.

Die ersten Schritte, die der Staat in dieser Hinsicht gethan, scheinen nicht ganz glücklich gewählt zu sein; ein besonderer Beobachter dieser Aufgabe, der Graf Jan Stan. Tarnowski

weist im „Warschauer Kurier“ nach, daß die im Ministerium ausgearbeiteten Kontrakt-Schemata durchaus einseitig gefaßt seien, da sie ausnahmslos nur das eine Ziel haben, die Interessen des Staates zu schützen und jegliches Risiko auf die Schultern des Fabrikanten wälzen; auch griffen sie in die Fabrikation selbst durch allerhand Vorschriften ein, welche die Kosten derselben erhöhen. In einem anderen Artikel in Nr. 14 derselben Zeitung kommt Tarnowski zu dem Schluß, daß

- a) der Preis für Rektifizierung von staatlichem Spiritus nicht überall derselbe sein kann, da man einmal mit den Kosten der Produktion und dann mit denen des Transportes zu rechnen hat;
- b) falls die Brennerelbesitzer verpflichtet werden, ihren Spiritus zum Destillier-Apparat abzuführen, man die Art der Kommunikation, sowie auch die Beschaffenheit der örtlichen Wege in Betracht zu ziehen hat und ihnen danach ein größeres Quantum als Entschädigung für den Transport-Verlust bewilligen muß, gerade so, als wie es beim Export der Fall war. Das Praktischste wäre allerdings, den Spiritus-Transport größerer Unternehmer in minus abzugeben.
- c) Unbedingte vorthellhaft wäre es für den Staat, Destillier-Apparate an mehreren Punkten zu haben und nicht solche in einer riesigen Anlage zu vereinen, wobei auch die Feuergefahr mitzuprüfen.

Wie weit nun der Staat gewillt, derartige Mahnrufe zu berücksichtigen, ist nicht zu bestimmen; immerhin hat derselbe sich

bei Einführung des Monopols stets an die interessirten Kreise gewandt, um deren Meinung zu hören, woraus auch für fernerehin zu entnehmen sein dürfte, daß Fingerselbe wirklich Zuständiger ihre Berücksichtigung finden werden.

Bei Weitem tiefer als in die Fabrikation ist natürlich der Eingriff des Monopols in den Handel mit geistigen Getränken. Sinesort kann natürlich der Nutzen, den Privatleute aus ihm ziehen, nur mehr ein höchst geringer sein. An der Spitze der Hauptverwaltungen und Verkaufsniederlagen stehen Staatsbeamte mit feinem Gehalt; die Besitzer von privaten Stellen aber, die den Schnaps in verschlossenen Gefäßen verkaufen, erhalten vom Staate nur Lantienem, und demnach können nur diejenigen Restaurateure, denen das Recht zusteht, Schnaps in Gläsern zu beliebigem Preise zu verkaufen, noch einen besonderen Handelsvorteil erzielen.

Ueber den dritten, sozialen Gesichtspunkt kann man sich kurz fassen. Eine ausgemachte Sache dürfte es sein, daß die Begrenzung des Verdienstes der privaten Schnapsverkäufer und die Beseitigung einer ganzen Reihe von Spekulant niedrigerer Art, die sich nur auf Kosten der Volksleidenschaft zu bereichern suchen, einen günstigen Einfluß nicht nur auf die wirtschaftliche Lage, sondern auch auf die Moral der weitesten Schichten des Volkes haben muß. Ob jedoch die seitens der Monopolverwaltung zur Eindämmung der so tief eingewurzelt Trunkfrucht gewollten Vorkehrungen ausreichen werden, ist doch recht fraglich. (Mittheil. der D. S.-G.)

Fragelasten.

Frage: Phosphorsäure-Kopfdüngung zu Luzerne. (W. in U.) Ein größerer Luzerneschlag, welcher im 3. Jahre liegt, leidet anscheinend an Phosphorsäuremangel, Kalk ist genügend vorhanden. Ist es nun rentabel und von Erfolg, wenn ich gleich nach Aberntung des ersten Schnittes pro Morgen 1½ Ctr. 18prozentiges Superphosphat gebe?

Antwort: Es ist zwar immer anzustreben, auf mehrjährigen Futterschlägen eine so stark bemessene Vorratsdüngung an den notwendigen Pflanzennährstoffen vor der Einfaat zu geben, daß dieselben während der ganzen Vegetationszeit der betreffenden Futterpflanze, hier also der Luzerne, in ausreichender Menge zur Verfügung stehen; es

kann aber z. B. die Phosphorsäure, falls sich im Laufe der Jahre ein Mangel daran herausstellen sollte, auch durch Kopfdüngung im Boden ergänzt werden. Man verwendet dann, wie auch Sie ganz richtig beabsichtigen, die wasserlösliche Phosphorsäure in Form von Superphosphat, welches man bald nach Aberntung eines Schnittes auf die Futterstoppel ausstreut und tüchtig einegat. Ist auch die Wirkung einer solchen Kopfdüngung mit leichtlöslicher Phosphorsäure bei Luzerne nicht so auffallend wie bei tieferer Unterbringung derselben, so wird der Erfolg sicher nicht ausbleiben. Br.

Kleinere Mittheilungen.

Der Einfluß der Größe der Rübenknäuel auf ihren Ernteertrag. In Nr. 27 der „Deutschen landw. Presse“ macht F. Lubanski interessante Mittheilungen über seine an der Versuchstation des Barons Ernst Maß-Derebain (Rußland) ausgeführten Versuche über den Einfluß der verschiedenen Rübenknäuelgrößen auf die Menge und Güte der Ernte.

Er benutzte Rübenamen verschiedener Größe, die alle ein und derselben Mutterrube entstammten und zwar wogen

100 Knäuel von Größe I	= 5,35 gr.
100 " " " II	= 4,79 "
100 " " " III	= 1,99 "
100 " " " IV	= 1,67 "

Die Saat wurde Anfangs Mai auf 10 Barzellen mit großem und kleinem Rübenamen in 40 cm Reihenentfernung und 25 cm Pflanzabstand ausgeführt. Die Ernte erfolgte Anfangs September. Das Ernteergebnis, pro Hektar berechnet, war das folgende:

Saatgut 100 Knäuel.	Ernteertrag		Rüben- gewicht gr	Zucker in der Rübe
	Rüben kg	Zucker kg		
Größe I 15,35 gr . . .	29520,0	3476,8	400	16,30
	29848,0	3066,8	410	16,27
	29684,0	3263,6	405	16,30
Größe IV 1,67 gr . .	26320,0	2952,0	375	15,34
	26322,0	2722,4	380	15,47
	26320,0	2952,0	375	15,34
Größe II 4,79 gr . . .	32504,8	3591,6	425	15,33
	32504,8	3591,6	425	15,46
Größe III 1,99 gr . .	27256,8	2952,0	400	15,07
	27256,8	2952,0	400	14,93

Daraus ist ersichtlich, daß der Ernteertrag an Rüben aus großen Samenknäueln merkbar größer, als der aus kleinen Samenknäueln war, und daß mit der Größe der Samenknäuel auch der Zuckergehalt der Rüben wuchs.

Insektengifte. Als Mittel gegen schädliche Insekten empfiehlt Dr. E. Weining im „Rhein. Gartenfreund“ folgende Insektengifte:

1. Gegen Raupen: 15 Gramm Schmierseife und 2 Gramm nicht zu alte Schwefelbiter in 1 Liter Wasser aufgelöst.
2. Gegen Blattläuse: 20 Gramm Schmierseife, 30 Gramm Erdbi und 1 Liter Wasser. Man löst die Schmierseife in heißem Wasser auf, mischt die Lösung nach dem Erkalten mit Erdbi und gießt Wasser bis zu 1 Liter zu. Diese Mischung muß beim Gebrauch immer kräftig geschüttelt werden, sonst vertheilt sich das Erdbi nicht im Wasser.
3. Gegen Raupen, Blattläuse, Blattläuse: 150 Gramm Schmierseife, 160 Gramm Fuselöl, 9 Gramm Karbolsäure mit Wasser zu einem Liter aufgelöst. Diese Mischung wird, wenn es sich um grüne Pflanzentheile handelt, auf die 7-10fache, bei verholzten Theilen auf die 5fache Menge mit Wasser verdünnt.

Zum Bespritzen der Pflanzen mit diesen Flüssigkeiten eignen sich am meisten die sogenannten Beronospritzpistolen, welche zum Bekämpfen mit der Kupfervitriolkalklösung bei Reben gegen die Blattfallkrankheit und bei Kartoffeln gegen die Kartoffelkrankheit dienen.

Schädlicher Einfluß angerohter Milchkanne auf die Milch. Molkerei-Konsulent B. Baggild hat, wie in der „Molkerei-Zeitung“ mittheilt, durch direkte Versuche den schädlichen Einfluß des in Milchkanne angefesten Kalkes auf die Milch nachgewiesen. Es zeigte Milch, welche in stark angerohten Kannen aufbewahrt worden war, einen ekelertregenden, als talgig zu bezeichnenden Geschmack. Mit gelbem Cyanäsen-Nelium und Salzsäure ergab erstere Milch eine deutliche Fäulnisreaktion. Bei der quantitativen Bestimmung wurden 10 Milligramm metallisches Eisen im Liter gefunden, aber drei Tage später war der Eisengehalt der Milch, welche man in der Kanne stehen gelassen hatte und die jetzt 5 Tage alt war, auf 140 Milligramm im Liter gesunken.

Um zu ermitteln, ob die Milch ganz anderen Ursprungs ebenso dem Verderben in der rostigen Kanne unterliegen werde, und um festzustellen, ob etwa die Bakterien dabei eine Rolle spielen, wurde die Milchkanne in eine andere Molkerei mit der Weisung geschickt, dieselbe ohne Dämpfen gründlich zu reinigen und darin 8 Kilogramm Abend- und ebenso viel Morgenmilch dem Laboratorium zuwenden. Bei der Ankunft zeigte diese Milch einen Gehalt von 7 Milligramm Eisen auf das Liter, sie schmeckte ekelhaft widerlich. Der Versuch wurde darauf wiederholt und die Molkerei ersucht, gleichzeitig in eigener neuer Kanne eine gleiche Menge Abend- und Morgenmilch einzufenden.

Die Milch in der blanken Kanne der Meierei gab keine Eisenreaktion, war süß und wohlwiegend, und konnte mit Belegen getrunken werden, während die Milch aus der rostigen Kanne wieder die Eisenreaktion zeigte und einen widerlich talgigen Geschmack hatte. In der Milch aus der blanken Kanne konnte keine Spur Eisen nachgewiesen werden, die aus der rostigen Kanne enthielt im Kilogramm 10 Milligramm.

Um festzustellen, ob der talgige Geschmack sich der Butter mittheilt, wurde die Milch in den beiden Kannen auf dem Laboratoriums-Fußboden zum Aufrahmen hingestellt, am nächsten Morgen abgerahmt und der Rahm von jeder Kanne für sich durch Schütteln in zwei Glasflaschen verbuttert. Der Unterschied im Geschmack war stark hervortretend, dagegen waren Aussehen und Konsistenz gleich. Die Butter aus der blanken Kanne war von frischem, angenehmem Geschmack, während die Butter aus der rostigen Kanne nach Lichtalg roch und schmeckte.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist von nicht geringer Bedeutung für die Praxis. Im Laufe der Jahre werden die Transportkannen und anderen Weichblechgeräte der Molkereien mehr und mehr den schüßenden Ueberzug verlieren und zur Rostbildung neigen. Nicht selten werden Klagen über den talgigen Beigeschmack der Butter hierauf zurückzuführen sein, und erscheint es im Interesse des Besters derartiger Geräte geboten, eine rechtzeitige Neuverzinmung derselben vornehmen zu lassen.

Zur Rentabilität des Eichorienbaues. Ueber die Rentabilität des Eichorienbaues, namentlich gegenüber dem Anbau von Zuckerrüben, und die Rentabilität der Anlage von Eichorienbarren schreibt der „Ausspr. Landw. Bg.“ ein Sachverständiger aus der Provinz Sachsen folgendes: Der Durchschnittsertrag von Eichorien kann zu 140 Ctr. vom Morgen angenommen werden, der von Zuckerrüben zu 200 Ctr. Die Vorbereitung des Aders, Saat, Pflege und Ernte sind für Eichorien und Zuckerrüben ungefähr gleich. Der Anbau beider Kulturpflanzen ist als nahezu gleich rentabel zu betrachten, wenn bei einem Zuckerrübenpreise von 1 Mk. für den Centner roher Eichorienwurzeln 1,40 Mk. bezahlt werden. Im Durchschnitt der letzten 20 Jahre sind für rohe Eichorienwurzeln 1,40 Mk. für den Centner bezahlt worden. Der Eichorienbau würde also als rentabler wie der Zuckerrübenbau zu gelten haben, wenn die Zuckerrüben dauernd niedriger im Preise ständen als 1 Mk. der Centner Eichorienwurzeln aber den selbigen Durchschnittspreis behaupteten. Etwas günstiger gestellt ist das Verhältnis für den Eichorienbau noch, wenn man berücksichtigt, daß an Eichorienkraut doppelt soviel geerntet wird als an Rübenkraut. Auch sind Eichorien als sehr gute Vorfrucht zu Zuckerrüben zu betrachten.

Die im September geernteten Eichorienwurzeln werden nach der Darre gebracht, hier gewaschen, geschnitten und dann getrocknet. Wo nun der Landwirth nicht an bereits bestehende Darren liefern kann,

kommt die Errichtung von Eichorienbarren in Frage. Kleinere Darren würden sich gegenwärtig nicht mehr rentiren, und es wäre daher der Bau von Genossenschaftsbarren zu empfehlen, Darren für eine Verarbeitung von mindestens 300 Ctr. roher Eichorienwurzeln täglich bei einer Arbeitszeit von 90 Tagen. Solche größere Darren erzielen bei dem Durchschnittspreise der letzten 20 Jahre von 7 Mk. für den Centner getrocknete Broden — 3,5 Ctr. rohe Eichorienwurzeln geben 1 Ctr. getrocknete Broden — noch einen guten Reingewinn.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S.
In der Zeit vom 28. Mai bis 3. Juni 1897 einschließlich
a) von Fleischern den Landwirthen bezahlte resp. von Händlern erzielte Preise:

	Qualität	Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner
Rübe	1.	6 jährig	1200	29
	2.	9 "	1050	26
Stiere	1a.	4-5 "	1300-1400	36
	1-2.	3 "	1110	32
	1b.	6 "	1770	30
Ochsen	1.	2 "	1090	30
			290	39
Ferkel			280	37
			300	36
Schweine			255	35½

b) von den Mitgliedern des Landwirthschaftlichen Bauernvereins des Saalkreises erzielte Preise (bei sofortiger und bereits erfolgter Abnahme):

		Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner
Rübe	1b.	5-8 jährig	1110-1250	28
	1-2.	6 "	1190	27
Ochsen	1.	8 "	2000	35
	1b.	2½ "	1075	29
Schweine			320-350	38
			250	36
Kälber			300	35
		14 Tage	104	36

Anzeigen.

Inserate
pro Zeile 20 Pfennig.

Anzeigen für die „Landwirthschaftliche Mittheilungen“ sind nur an Otto Thiele, Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthschaftliche Anzeigen, Berlin SW., Bernburgerstraße 3, zu senden.

Inserate
pro Zeile 20 Pfennig.

Die Leinen sind aus bestem Leder. Vorräthig: orange und naturfarbig. Auf Wunsch in jeder Farbe.



Gottwald's Patent-Handenden.
Die beste Pferdeleine der Welt!

Sie bilden von einem Fahrknoten zum anderen Schlingen, welche dem Fahrer bei langem, scharfem Zügelhalten heftiger Pferde gestatten, Zeige- oder Mittelfinger einzusetzen. Hierdurch wird enorme Ausdauer gegenüber den Pferden gewonnen. Der Gebrauch erfolgt in der gewöhnlichen Weise.

Preis: Das Paar I. Qual. 10 M., II. Qual. 8,50 M.
Einzige Bezugsquelle:
Franz Gottwald,
Sattlermeister,
Lauban in Schlesien.

Versandt geg. Nachnahme. Nicht konvenir. Handenden werd. retour genommen.

Beste und billigste
Heuwender, Hackmaschinen, Pflüge, Walzen, Ernterechen
liefert
Fr. Dehne, Maschinenfabrik, Halberstadt.

Farbenbänder-Fabrik
Noerdingen (Sachsen)
liefert d. billigsten u. besten Bänder d. Welt. Patent „Triumph“ Hauptprüfung der D. Landw.-Ges. Berl. 1896. I. Preis. Must., Prosj. gr. u. fr.

Inspektoren, Verwalter, Rechnungsführer, Hofaufseher, Förster, Gärtner
vermittelt für die Herren Prinzipalen ohne Kosten der
Land- u. forstl. Beamten-Verein
Hannover, Kestnerstr. 48.

Alle Anzeigen

welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemässer Weise für sämtliche Zeitungen besorgt von dem Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthsch. Anzeigen
Otto Thiele, Berlin SW., Bernburgerstrasse 3.